

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 9

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

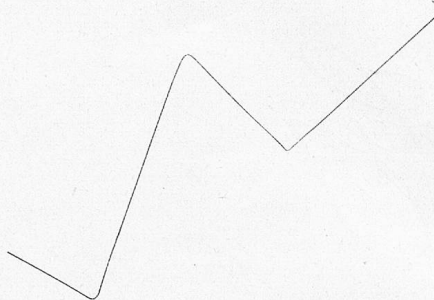
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Studer riss die Enveloppe auf.
Ein einfaches Blatt:

«Lieber Vetter Jakob!

Beiliegend schicke ich Ihnen meinen Fund. Ich glaube, er wird Sie interessieren. Sie haben das Telefonbuch nicht sorgfältig genug durchsucht. Wie Sie sehen werden, kommt das leere Kuvert, das ich Ihnen schicke, aus Algerien. Aufgegeben wurde der Brief am 20. Juli vorigen Jahres in Géryville. Am 20. Juli! Am Todestage meines Vaters! — wenn auch die Fieberkurve anderer Meinung ist. Ich habe den Tod meiner Tante in Bern schon erfahren — Wie? Das darf ich Ihnen nicht verraten. Ich habe Angst. Darum will ich eine Zeitlang verschwinden. Suchen Sie mich nicht, lieber Vetter Jakob, es würde nichts nützen. Ich habe alles erzählt, was ich Ihnen erzählen durfte. Sie müssen die Sache jetzt aufklären. Denn ich bin sicher, dass auch Sie nicht an die beiden Selbstmorde glauben. Sie werden meinen Onkel Matthias noch sehen, das weiss ich; grüssen Sie ihn von mir. Wenn es Sie interessieren kann, so hat er gestern mit mir im Bahnhofbuffet zweiter Klasse zu Nacht gegessen und ist gegen zwölf Uhr mit einem Taxi nach Bern gefahren. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Ihre Marie Cleman.»

Die Enveloppe, die dem Briefe beilag, war ziemlich zerknittert. Sie war adressiert an «Madame Veuve Cleman-Hornuss, Spalenberg 12, Bâle». Auf der Rückseite der Absender: «Caporal Collani, 1er Régiment Etranger, 2ème Bataillon, Géryville, Algérie.» Und der Poststempel trug wirklich das Datum des 20. Juli...

Als Studer aufblickte, begegnete er den ängstlichen Augen des Weissen Vaters. Und ängstlich war auch die Stimme, mit welcher der Priester fragte:

«Schreibt Ihnen meine Nichte?»

Studer nickte nur stumm. Er sass am Fenster, in seiner Lieblingsstellung, die Ellbogen auf die

gespreizten Schenkel gestützt, die Hände gefaltet. Und er dachte: «Wenn dies wirklich der ‚Grosse Fall‘ ist, von dem ich jahrelang geträumt habe, so ist er unerlaubt verkachelt... Was verkachelt!... Verhext ist er! Aber wir werden ihn schon deichseln, und wenn wir nach Algerien fahren müssen oder nach Marokko...» Zu welchem stummen Selbstgespräch einzig zu bemerken wäre, dass Studer es mit den Königen und andern gekrönten Häuptern hielt... Er dachte nie «ich», sondern «wir»...

Frau Studer kam mit der Suppenschüssel.

«Tuets-ech nid störe, Herr Mönch, wenn mr z'Mittag essed?»

Pater Matthias lächelte und Studer belehrte seine Frau, dass dies kein Mönch, sondern ein Pater sei... Frau Studer entschuldigte sich. Dann setzte sie sich ihrem Manne gegenüber und begann die Suppe zu schöpfen; gerade als der Wachtmeister den ersten Löffel zum Munde führte, hörte er vom Ruhebett her ein leises Gemurmel. Erstaunt blickte er auf... Pater Matthias hatte die Hände auf der Decke gefaltet und murmelte ein lateinisches Gebet...

«Benedicite...»

Darob wurden die beiden alten Menschen am Tisch so verlegen, dass sie ungeschickt die Hände vor ihren Tellern falteten...

Das Testament

Um zwei Uhr nachmittags betrat Studer das Büro des Kommissärs an der Stadtpolizei. Er kannte sich dort aus, denn dies Büro war während fünfzehn Jahren sein eigenes gewesen, bis ihn jene Bankgeschichte daraus vertrieben hatte. Aber Studer hatte es verstanden, sich die Freundschaft seines Nachfolgers zu erhalten.

Kommissär Werner Gisler bestand aus einem kahlen Kopf, der aussah, als werde er täglich mit

Glaspapier geschmirgelt. Dieser Kopf sass auf einem gedrunghenen Körper, der in Anzüge aus häuerischem Stoff gekleidet war. Die Füsse waren gross und steckten in Schnürschuhen, die Gisler sich nach Mass anfertigen liess — denn er hatte Plattfüsse . . . In Gesprächen liebte er es, die Empfindlichkeit seiner Füsse zu erwähnen, ein unerschöpfliches Thema für ihn, denn dieses Empfindlichkeit schien ihm ein Beweis seiner aristokratischen Abstammung zu sein. Nun, das war weiter nicht schlimm, manche haben es mit dem Magen, andere mit der Verdauung, die dritten mit der Blutzirkulation — der Stadtkommissär hatte es mit den Füssen . . .

Als Studer das Büro betrat, war Gisler damit beschäftigt, seine Schuhe wieder zuzubinden. Es geschah unter Aechzen und Stöhnen, denn sein Spitzbäuchlein war ihm dabei im Wege. Nach der Begrüssung sagte er:

«Wenn ihr wüsstet, Studer, wie diffizil das ist! Am Morgen zieht man die Schuhe an, man presiert, man gibt nicht recht acht — und gleich hat man eine Falte in der Lederzunge. Man hat sie nicht recht gestreckt — und die Falte drückt einen, drückt einen den ganzen Tag! Immer denkt man an den Rumpf und hat dabei soviel Arbeit, dass man gar nicht dazu kommt, die Zunge zu glätten; man leidet, aber man geduldet sich, denn man denkt, einmal, im Lauf vom Tag, wird es schon eine Minute geben, um die Zunge glatt zu strecken . . . Man kann nicht intensiv irgendeine Arbeit gehen, weil der Gedanke an den Falt in der Zunge immer wieder dazwischen kommt. Nun bin ich endlich einen Moment allein und da kommt ihr! Da müsst ihr euch schon 's Momentli gedulden . . . Wisst ihr, ich hab' so diffizile Füsse!»

Studer drückte sein herzlichstes Beileid aus; er war es gewohnt, die Klagen seiner geplagten Mitmenschen, Kollegen, Freunde, Häftlinge, über sich ergehen zu lassen. Die Menschen mussten sich aussprechen, fand er, mussten über ihr Elend klagen dürfen, dann konnte man — wenn sie einmal mit den Klagen zu Rand gekommen waren — auch von ernsteren Dingen mit ihnen sprechen . . .

«Ich komm' da», sagte er und nahm auf einem Stuhl Platz, «wegen der Geschichte in der Gerechtigkeitsgasse.»

«Gerechtigkeits . . . gasse . . .», stöhnte Gisler und kämpfte mit dem Knoten seines Schuhbändels. Seine Glatze war purpurn und kleine Schweisstropflein glitzerten auf ihr . . .

«Ja», sagte Studer geduldig — man muss mit den Menschen Geduld haben, besonders wenn sie dick sind und einen Schuhbündel knüpfen müssen — «Gerechtigkeitsgasse 44 . . . Hornuss Sophie . . . Leuchtgas . . . Ich bin selbst in der Wohnung gewesen und muss mich entschuldigen, dass ich auf eigene Faust eine Untersuchung geführt habe . . .»

«Pfuuh . . . ähh . . . pfuh . . .», machte der Kommissär, richtete sich endlich auf, betrachtete misstrauisch seinen Schuh und liess die Zehen darin spielen; endlich sagte er:

«Ich glaub', es wird gehen — wenn nur der Socken keine Rümpf übercho hätt!» Es schien nicht der Fall zu sein, denn Gisler stellte seinen Plattfuss auf den Boden, blickte aus hellblauen Aeuglein gar unschuldig in die Welt: «G'wüss!» sagte er und nickte bedeutungsvoll. «G'rechtigkeitsgass' 44. Sophie Hornuss! Aebe . . . Aebe . . .» Und der Wachtmeister sei also in der Wohnung gewesen und habe gewissermassen eine kleine Privatuntersuchung — hähähä geführt . . . also geführt. Das solle ihm unbenommen bleiben. Ganz recht habe der Wachtmeister gehabt, und sehr kollegial sei es, dass er die Resultate seiner Untersuchung nun ihm, dem Kommissär Gisler unterbreiten komme . . . Und wie seien diese Resultate?

«Dass es sich um einen Mord handelt . . .»

«Ja, ja», seufzte Kommissär Gisler, «ein Mord! Der Reinhard hat etwas Aehnliches behauptet . . . Soso, und ihr meint, Studer, ihr meint auch, dass es . . . ääh . . . ein Mord ist?»

Ja, sagte Studer, er meine das auch. — Dann könne man vielleicht den Reinhard rufen lassen? Oder? — Doch, doch, man könne den Reinhard rufen lassen und vielleicht auch den Murmann. Der sei doch bei der Entdeckung der Leiche dabei gewesen . . . — Ganz richtig, den Murmann!

Und Kommissär Gisler hob den Hörer ab, liess dem Korporal Murmann und dem Gefreiten Reinhard bestellen, sie sollten sofort auf die Stadtpolizei kommen, hängte ab und trocknete sich die Schweissperlen von der Glatze.

Kriegsrat . . . Studer wurde merkwürdigerweise von niemandem ausgelacht. Wahrscheinlich war der kleine Reinhard daran schuld, der von Anbeginn zum Wachtmeister hielt. Murmann versuchte zwar zuerst, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, und meinte, der Köbu spinne wohl wieder, aber da fuhr ihm der kleine Reinhard elend übers Maul . . . Ihm sei es auch vorgekommen, sagte er, als ob beim Fall Hornuss nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Er habe die Auffällig-

keiten übrigens in seinem Rapport vermerkt: das ausgebreitete Kartenspiel, den Klubsessel in der Küche, den schiefen Hebel am Gaszähler...

— Wie denn die Polizei benachrichtigt worden sei? wollte Studer wissen, und der Gefreite Reinhard, eifrig an seiner Parisienne saugend, erklärte, ein Arbeiter, der bei der Sophie Hornuss Aftermieter gewesen sei, eine möblierte Mansarde, habe den Gasgeruch gespürt im Vorbeigehen und der Polizei angeläutet. Darauf seien sie zu zweit in die Gerechtigkeitsgasse gegangen. Und Studer solle erzählen, was er Neues entdeckt habe. — Hier unterbrach Murmann, um mitzuteilen, wie aufgeregt der Wachtmeister gewesen sei, am Morgen, als er... Aber Murmann sprach dem vifen Reinhard viel zu langsam, der Gefreite fuhr seinem Korporal noch einmal übers Maul... Der Wachtmeister solle jetzt erzählen! — Und auch der Stadtkommissär war dieser Meinung... Er hatte eine Pfeife angezündet und hockte hinter seinem Schreibtisch. Von Zeit zu Zeit warf er besorgte Blicke auf seinen Schuh.

Und Studer erzählte; er sprach vom Geologen Cleman, der unter den Brüdern Mannesmann in Marokko gearbeitet hatte und seine Arbeitgeber dann verraten hatte, er sprach von der zweiten Frau, die in Basel einen ähnlichen Tod gefunden hatte, vom Somnifen auf dem Boden der Tasse im Schüttstein und von Herrn Rosenzweigs merkwürdigen Mutmassungen über den Daumenabdruck... Er erzählte vom Zusammentreffen mit dem Pater Matthias, der in Wirklichkeit Koller hiess, auch die Geschichte vom Helseherkorporal vergass er nicht zu erwähnen — nebenbei nur, um anzudeuten, dass der Fall seine Fäden zog bis in entfernte Länder —, kam noch einmal auf Basel zu sprechen und dass er dort geschwiegen habe; denn schliesslich sei er ein Berner Fahnder und die Basler sollten merken...

«Dass sie blinde Hüng sind!» unterbrach der kleine Reinhard.

«Exakt!» bekräftigte der Kommissär und: «So wieso!» brummte Murmann.

Man war einig: Dies war der *Grosse Fall*! Man war weiter einig: Der «Alte», das war der kantonale Polizeidirektor, musste aufgereiset werden! Das durften sich die Berner nicht entgehen lassen!... Hahaha... Das wäre gelacht!... Und überhaupt — die Basler!...

Kommissär Gisler liess sich nicht mehr halten. Er telephonierte in die Beize nebenan und bestellte vier Flaschen Bier.

«G'sundheit Studer!» — «Ja, der Köbu!»

Das war Balsam!

Neidlos wurde anerkannt, Studer sei der einzige, der diese Sache zu einem guten Ende führen könne... Wer hatte sonst Sprachkenntnisse, Beziehungen zu den französischen Behörden? Wer war mit einem Kommissär der Police Judiciaire befreundet?

Der Studer Köbu!

Also!... Was, meinte der mächtige Murmann, in Bern wurde ein seltsamer Mord begangen, und einen solchen sollte man den Baslern zuschanzen? Die einen Sanitätspolizisten geschickt hatten statt eines findigen Fahnders?

Denn — und dies war klar wie Gölle, meinte der kleine Reinhard, die Fäden reichten weit... Man würde sich in Basel erkundigen müssen, nach Paris telephonieren... Vielleicht, vielleicht würde es nötig sein, nach Géryville zu fahren, um die Rolle zu untersuchen, die ein gewisser Helseherkorporal gespielt hatte... Nach Marokko gar?

Es konnte möglich sein, dass der Mönch, der Pater, der weisse Priester — Stadtkommissär Gisler verhaspelte sich ein wenig — doch der Mörder war. Was dann? War er unschuldig und die Berner Polizei verhaftete ihn — nicht auszudenken war die Blamage, und vor der Wut des «Alten» hatten sie alle einen Heidenrespekt. Dann würden die lieben Eidgenossen in Luzern und Schwyz über die Berner herfallen, das «Vaterland» würde mit giftigster Feder schreiben!

Darum gab es nur eine Möglichkeit: Studer musste den Fall übernehmen. Er hatte den Pater bei sich aufgenommen, ihn zurückgelassen unter der Obhut seiner Frau... Der Pater war die Hauptperson, er war, wie Gisler sagte — der Kommissär hatte das Gymnasium besucht —, der «nervus rerum», der Nerv der Dinge.

Und schleunigst wurde der junge Polizist im Vorraum angewiesen, sich in Zivil zu kleiden und die Wohnung des Wachtmeisters an der Thunstrasse zu bewachen...

Also: den «Alten» überzeugen. Aber wie?

Die Luft im Raume war blau und dick, aber keiner der vier Männer dachte daran, ein Fenster zu öffnen. Sie starrten vor sich hin und studierten, wie man dem Kollegen Studer Ellbogenfreiheit verschaffen könne...

Was man wusste, genügte — aber es genügte nur für die drei Männer, die Studer überzeugt hatte. Drei Männer, die nicht viel zu sagen hatten: ein Kommissär von der Stadtpolizei, ein Fahnder-

korporal und ein Gefreiter . . . Keine Männer, deren Stimmen im Hohen Rat etwas galten — bescheidene Arbeiter, nichts weiter, klug waren sie, das wohl, vertraut auch mit ihrem Beruf . . . Sonst nichts.

Es war Herr Rosenzweig, der die Lösung brachte. Er betrat das Büro und prallte zurück:

«Die Fenster auf, der Lenz ist da!» sang er und musste husten. Aber da keiner der vier Männer sich roden wollte, so musste er eigenhändig das tun, wozu er melodisch aufgefordert hatte. Und ein Schwall staubgesättigter Stadtluft reinigte die Atmosphäre.

Nach einer Minute aber schon verlangte Kommissär Gisler, dessen empfindliche Füsse die Kälte nicht vertragen konnten, man möge den «status quo» wieder herstellen und der kleine Reinhard schloss die Flügel.

«Ich habe», sagte Herr Rosenzweig in seinem Bundesschweizerdeutsch, «bei Ihnen angeläutet, Wachtmeister, aber da hiess es, Sie seien fort und wahrscheinlich auf der Stadtpolizei zu finden. Ich bringe Ihnen etwas Merkwürdiges, etwas sehr — sehr — Merkwürdiges.»

Murmann grunzte und meinte, das werde sicher etwas Apartiges sein. Aber Herr Altfürsprech Rosenzweig ignorierte den Fahnderkorporal Murmann. Er zog aus seiner Tasche zwei Blätter und legte sie sanft auf Studers Schenkel.

«Was sagen Sie dazu?» fragte er, und da keine Sitzgelegenheit mehr frei war, lehnte er sich gegen die Wand. Studer nahm die beiden Blätter auf — ein dickes, ein dünnes — und betrachtete sie. Das dickere war die Fieberkurve. Das andere war voll beschrieben, unterzeichnet. An der Ecke oben klebte eine Stempelmarke. Und Wachtmeister Studer überflog das Dokument. Dann hielt er es näher an seine Augen, las es zum zweitenmal, aufmerksamer, und es dauerte eine Weile, bis er mit dem Lesen fertig war.

Im Büro war die Luft klar und durchsichtig. Durch das Fenster hörte man das Hupen vorüberfahrender Automobile und dazwischen von Zeit zu Zeit das langsame Klappern von Pferdehufen auf dem Asphalt. Sonst herrschte Stille. Kommissär Gisler beschäftigte sich mit einem Aktenumschlag, der kleine Reinhard hatte wieder eine Parisienne angezündet, und Murmann stopfte umständlich seine Pfeife.

Aber alle drei hoben die Köpfe, als von der Stelle, an der Studer sass, ein merkwürdiges Ge-

räusch kam, auf das am besten das gut bernische Wort «Grochsen» passte: ein Tongemisch von Seufzen, Räuspern und verschlucktem Fluchen.

— Was los sei, erkundigte sich Kommissär Gisler und blickte erstaunt auf den Wachtmeister.

An der Wand aber lehnte der alte Herr Rosenzweig, er liess seine Zähne schimmern, die an vielen Orten mit Goldplomben geschmückt waren. Und nachdem er eine Zeitlang sein Lächeln hatte erstrahlen lassen, setzte er mit Fragen an, akademische Fragen allerdings, auf die er keine Antwort zu erwarten schien . . .

«Das haben Sie nicht vermutet, Wachtmeister, hä? Das nenn' ich eine Sensation, hä? Das übertrifft die Photographie meines ersten Fingerabdruckes, von dem es keine Doublette gibt, was?»

Er schwieg. Die Spannung der Polizeileute machte ihm Spass. Als aber keiner der vier reden wollte — sie waren Berner und verstanden es, ihre Spannung unter gleichgültigen Mienen zu verbergen — plapperte er weiter.

«Sie wollen natürlich wissen, wie ich zu dem Dokument gekommen bin, Wachtmeister Studer. Ganz einfach. Sie haben mich gebeten, nachzusehen, ob ich auf dem Papier etwaige Fingerabdrücke feststellen könne. — Es gibt zwei Methoden: Joddämpfe oder ultraviolette Strahlen. Ich habe es mit meinem neuesten Apparat probiert — und was sah ich da? Nicht nur zwei Fingerabdrücke — sie ähnelten übrigens wieder dem Fingerabdruck, mit dem ich meine Sammlung begonnen habe — nein, ich sah etwas anderes. Eine Schrift kam zum Vorschein! Eine Schrift!»

Herr Rosenzweig wartete und hoffte augenscheinlich auf eine Regung der Neugier, wenigstens bei einem seiner Zuhörer. Aber keiner tat einen Wank. Murmann balancierte auf einer Ecke des Schreibtisches, der kleine Reinhard betrachtete das glühende Ende seiner Zigarette, Studer zündete umständlich seine erloschene Brissago an und Kommissär Gisler machte eifrig Notizen auf den Rand eines Aktenstückes. In der Stimme des Fürsprechers schwang Enttäuschung mit, als er fortfuhr:

«Eine Schrift! Wo konnte sich die Schrift befinden? Auf der einen Seite des Schriftstückel befand sich eine Fieberkurve, die andere Seite war weiss. Ich prüfte den Rand mit der Hand . . . Zwei Dokumente waren zusammengeklebt worden. Wasserdampf. Trocknen. Und dann konnte ich das Testament lesen . . .»

(Fortsetzung folgt)